

# Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Schäfer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 32

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641758>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32  
XXI. Jahrgang  
1931

Bern,  
den 8. August  
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

## Heimweh

Von Gustav Falke.

Wo die Wälder Wache halten  
Um dein weißes Haus,  
Daß nicht wilde Sturmgewalten  
Toben ein und aus,

Kommt auf weichen, schnellen Schwingen  
Oefter wohl ein Wehn,  
Darin ist ein süßes Singen  
Und ein Glockengehn.

Heimatlieder, liebe, traute,  
O, wie das doch singt,  
Heimatglocken tiefe Laute,  
O, wie das doch klingt!

Ueber deine dunklen, dichten  
Wälder wandert still  
Deine Sehnsucht, die zur lichten,  
Sernen Heimat will.

## Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

2

Zum zweitenmal geflüchtet, sagte er sich selber mit Knabenübermut, indessen der Mann am Steg die Eisenstange vorschob und zögernd — als ob er eine Frage erwartete — an ihm vorüber dem Ort zuging. Er folgte ihm unschlüssig und verwundert, nun zur Nacht allein in einem fremden Rheinort zu sein; der Boden schwankte ihm noch von der langen Fahrt unter den Füßen, aber schräg über der schwarzen Burg stand der halbe Mond in Federwolken gebettet, als ob er ihn mit seinem vertrauten Licht in die fremde Dunkelheit geleiten wollte. Der kurze Weg führte durch einen Torweg in den Ort, der von trüben Laternen kläglich erleuchtet war und mit einer krummen Gasse der Rheinbiegung folgend den Burgberg umsäumte. Die andern Reisenden waren schon voraus, auch die Frau — einen Drang, ihr nachzulaufen, wies er kopfschüttelnd ab — hier und da meinte er noch einen Schritt, auch wohl ein Wort zu hören, das an den winkligen Hauswänden vorbei nur wie ein Echo zu ihm herunter kam. Er fand nicht die Heimeligkeit in dem Ort, wie er sie aus den oberrheinischen und Schweizer Landstädtchen kannte, die Häuser standen grau und verhoht, fast drohend mit den schiefen Spitzgiebeln, denen die Dächer knapp bis zum Rand angemessen waren; doch blickte der Mond auch hier mit seinem halbierten Pausgesicht herein und mehr sein Licht als die trübrote Laterne beleuchtete die halbzerfressene Goldschrift über einer Tür, die augenscheinlich zu einem Gasthaus gehörte. Zum Herzog von Nassau las er, und weil ihm die tote Straße unheimlich war, während hinter den

verhangenen Fenstern doch Menschenstimmen laut wurden, ging er schließlich die ausgebuchteten Steinstufen hinauf.

Er hätte vielleicht noch zögernd vor der geschlossenen Haustür gestanden, als aber irgendwo in der Dunkelheit ein Gelächter losbrach, bezog er das auf sich in der ersten Ueberraschung und entging ihm in den helleren Flur. Dienst-eifrig aus der Küche kommend begrüßte ihn sogleich eine ältliche Wirtin und machte ihm — als er schon mit beherztem Entschluß ins qualmige Wirtszimmer wollte — die Tür zum Stübchen auf, darin drei Herren am langen Familientisch beim Statspiel saßen und sich auch durch die Neugierde, mit der sie ihn bemusterten, zunächst nicht stören ließen. Bis gerade dann, als er sich an den ihm zugewiesenen Platz mit einer Verbeugung, die von keinem erwidert wurde, hingesezt hatte, draußen und diesmal erheblich näher das Gelächter noch einmal anhob.

Da warf einer der Herren, der von gemästeter Figur war, eine Jagdjoppe anhatte und seinen gelblich-weißen Bart in zwei Fahnen ausgezogen trug, die Karten doch zornrot hin und sprang aus Fenster; während er es aufriß, daß die wadeligen Scheiben klapperten, saßen die andern, die augenscheinlich gegen ihn spielten und ihre guten Karten nicht verloren geben wollten, geärgert durch die Störung da und der ältere, ein blondmelierter Bürstenkopf, trommelte unwillig auf dem Tisch. Nachher gab es eine Auseinandersetzung, die den Ankömmling nicht im Zweifel ließ, daß er zu den Honoratioren ins Stübchen geraten war; aber was draußen so lärmend vorging und ihren Zorn reizte, erfuhr er nicht.

Als ihm dann die Wirtin in einem vertraulichen Flüster-ton die Speisen aufzählte, die sie bereiten konnte, hätte er fast aufgelacht, so sehr erinnerte ihn ihr komisches Gouvernantengesicht an seinen Hauslehrer, wie er wahrscheinlich unterdessen an der Landungsbrücke in Koblenz, nach seiner Gewohnheit noch einen Kneifer zu der Brille auf die kurze Nase gesetzt, womöglich schon mit Hilfe der Polizei den Ausreißer erwartete. „Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemand die Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich seinen Knecht gewürdigt hat“, sagte er sich übermütig in Erinnerung an die Predigt des Weihbischofs aus dem Goetheschen Rochusfest und bestellte eine ganze Flasche, bereit der seltsamen Dinge, die sich aus diesem verschlafenen Abenteuer entwickeln mußten, wo er einer wildfremden Frau in das verhoffte Rheinnest nachgelaufen war.

Als er am hellen Tag, nach einer durch Mangelnheiten böser Träume vielfach gestörten Nacht und einem ziemlichen Rausch übel erwachte, war Sonntag. Er fand sich aufgeweckt von einem hallenden Geräusch ganz nah und einem ferneren, das nur kurzatmig dazwischen bemperte und, wie er sogleich vermutete, die Protestanten im Ort zur Konkurrenzandacht rief. Das Bett, auf dem er sich in dem grünlichen Spiegel mit verstrubelten Haaren liegen sah, war eine ausgewohnte Mulde und auch die übrige Einrichtung der Stube schien irgendwo aus einem Bankrott für alt gekauft zu sein, so schäbig standen die erblindeten Möbel an den mit blaugrünen Blumen schablonierten Kalkwänden herum. Weil die Wäsche sauber ausah, wenn auch nach schlechter Seife riechend, blieb er noch liegen. Er war aus einem sorgfältig überwachten Leben selten herausgekommen und sah erstaunt diese ärmliche Anzulänglichkeit.

Trotzdem freute er sich jetzt in der Helle seines Abenteuers und während er sich aus der winzigen Waschkübel den dunstigen Kopf wusch und mit dem feucht gemangelten Handtuch abtrodnete, genügte schon die erneute Schadenfreude über seinen geängstigten Hauslehrer, ihn lustig zu machen. Er hatte keinen Haß auf ihn, dazu war ihm der studierte Lehrersohn zu gutmütig, er war nur seinen besorgten Eifer von Herzen satt; und wenn er sich vorstellte, daß der Bartholomeus — wie er ihn nannte, obwohl er Berthold hieß — jetzt in diese Kammer träte und vor lauter Mangelnheit, was der Onkel Kommerzienrat und Vormund dazu sagen würde, sicher alles, nur keinen Humor daraus fände: so regte sich doch die Bitterkeit in ihm, statt wie die andern in der fröhlichen Gemeinschaft einer Familie aufzuwachsen, nach freudlosen Jugendjahren bei einem Basler Pfarrer nun diesem ängstlichen Gefangenewartler ausgeliefert zu sein, der jede Woche seinen Haushaltungswie Erziehungs- und Vergnügungsbericht dem Vormund abzuliefern hatte. Er konnte sich sein Leben bisher, soweit es nicht in einsamen Stunden heimlichen Gedanken nachgegangen, sondern an den Verkehr mit andern gebunden war, als ein papierenes Buch mit nummerierten Seiten statt Lebenstagen denken, jede mit Anmerkungen korrigiert; dabei sah er doch alles sonst von lebendigen Impulsen getrieben, deren jeder auch eine versteckte Sehnsucht in ihm berührte und immer wieder die Möglichkeit von einem Zustand andeutete, wo alle Wirklichkeit, die jetzt nur fremd

und abenteuerlich außer seinen Stunden war, in ihm selber ihren Ein- und Ausfluß hatte.

Er fand sein Frühstück nicht gerade mit baslerischer Sauberkeit, doch ordentlich gedeckt im Herrenstübchen, worin der Knaster von Jahrzehnten einen süßlich fauligen Geruch hinterlassen hatte. Statt der Wirtin mit dem Gouvernantengesicht war eine kurz und fest gewachsene Tochter mit einem Kneifer und blonden Böpfen da, die sie nach der Gretchenmode zu einem Nest gebunden trug. Holzbrandarbeiten an den Wänden und ein Ueberfluß an Häfeldeckchen gaben Zeugnis von ihrer Bildung, der zuliebe sie ihn vorerst noch mit einer abwartenden Mißachtung bediente. Indessen war sie nicht ungeschickt, sich zu bewegen, und schließlich doch eine adrette Weibsperson, von der er sich lieber als von den schmudeligen Kellnern sonst unterwegs aufwarten ließ. Ihren Namen erfuhr er nicht; als er sie danach fragte, ging sie naserrümpfend hinaus, um gleich darauf mit dem schwarzen Fremdenbuch herein zu kommen, das sie ihm schweigend vorlegte.

Er dachte, was für eine andere Art dies doch wäre, als die rheinische Offenherzigkeit, von der in seinem Goethe stand; seinen Namen vermochte er nun auch den bekratzten und bekledten Blättern nicht preiszugeben: den Vornamen Johannes schrieb er noch hin in seiner dünnen Handschrift — die er nicht abzulegen vermochte, obwohl sie ihn ärgerte — statt seinem Familiennamen aber setzte er rechtschaffen einen Herrn Müller hin und als Beruf Kaufmann, weil er der sommersprossigen Römerfrau dergleichen schon vorgeflunkert hatte. Die Blonde mit dem Kneifer verwandte zwar keinen Blick darauf, als sie das Buch entgegennahm und hinaustrug; aber wie sie nach einiger Zeit zurückkam mit einer Handarbeit, merkte er an ihrer gestärkten Mißachtung, daß er nun völlig aus ihrem Interessentkreis verschwunden war.

Es beeinträchtigte seine Stimmung freilich weniger als das Fräulein glaubte; er wußte, daß er noch Geld genug in der Tasche und auch Wäsche im Ranzen hatte, um fürs erste ohne seinen Bartholomeus auszukommen, und nachher war Bonn nicht weit; seitdem er seinen Namen los war und als der Kaufmann Müller — er schätzte sich auf Woll- und Strumpfwaren, auch Trifotagen — ein neues Dasein gewonnen hatte, war in sein Abenteuer unvermutet ein scherzhaftes Behagen gekommen. Als er nachher am Rheinufer unter den gestutzten und noch frühlingdünnen Baumfächern spazierte, während von zwei Seiten Orgel und Gesang durcheinander klangen und ein Segen von gestärkter Wäsche auf Kinder und Große gefallen schien: war doch etwas von der Lustigkeit der Goetheschen Schilderung darin, ja es kam ihm auf einmal alles andere auch wie eine Maserade vor, der zuliebe selbst die Häuser auf der andern Seite Fahnen aufgesteckt hatten.

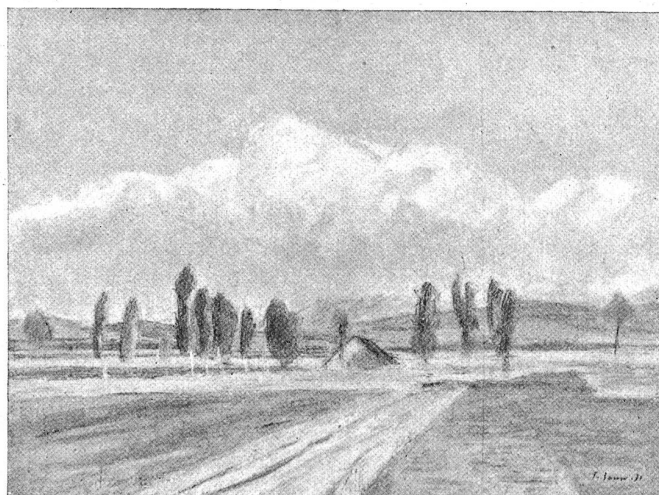
Es lagen Schiffe am Ufer, lange Schlepplähne, die für eine Schmelzhütte Erze ausluden; er sah zum erstenmal genau, wie sie mit schmalen Laufbrettern dem Ufer verbunden waren und in ihrem Häuschen unterm Steuerrad ein bürgerliches Leben mit Kochtöpfen und Kinderwäsche hatten. Vorn saßen die Matrosen mit nackten Füßen und einer spielte auf der Ziehharmonika, Gassenhauer aus holländischen Kneipen mit Kirchenliedern durcheinander; ein

paarmal — bei den Gassenhauern — sang eine sonntägliche Frauenstimme vom nächsten Schiff mit; dann bellte der rötliche Spitz, der auf dem flachen Bug sein schmal be-

drei dicke Schlafstunden daraus, in denen nicht einmal ein Traum seine wunschlose Ruhe störte. Das Nachmittags-schiff war versäumt, wie er erwachend gleich an den schrägen



Ausstellung von Schweizer Landschaften in der Kunsthalle Bern.  
Werner Neuhaus, Vorfrühling.



Ausstellung von Schweizer Landschaften in der Kunsthalle Bern.  
Traugott Senn, Frühling im grossen Moos.

grenztes Lauffeld hatte, mehr aber, wenn die Kinder am Ufer die leeren Rippwagen auf den Schienen rollen und manchmal aneinander prallen ließen. Irgend etwas in dem allen war auf einmal verdreht: was ihm sonst schwermütig begehrte Wirklichkeit gewesen war, das hatte sich — war es wirklich so, seitdem er es als der Herr Müller ansah — in eine Art von Unwirklichkeit aufgelöst, deren traumhafte Lustigkeit er mit einem noch nie gefühlten Behagen empfand.

Er kam fröhlich zum Essen; da aber saß der blondmelierte Strubelkopf vom Abend mit ihm zu Tisch, der sich durch den vertraulichen Respekt der Bedienung als eine Ortsgröße und danach als der Bürgermeister erwies. Da der alte Herr unausgeseht die Zeitung las, auch wenn er kaute, konnte er ihn zwar ungehindert beobachten und sich heimlich an seinen Gewohnheiten freuen, unter denen die schnurrigste eine Art von Selbstbesinnung war, wenn er sich martialisch aufrichtete und räusperte die Schnurrbartspitzen auszog, als ob er auf dem Pferd säße und seiner Kompagnie eine Donnerrede halten wollte. Im ganzen aber fand er bei dem Zwang dieser gemeinsamen Mahlzeit, daß sein Abenteuer doch nur in eine Fastnachtsstimmung auslief, die schließlich auch wieder an die Einsamkeit seiner heimlichen Beobachtungen gebunden war und es nicht lohnte, noch eine Nacht in der harten Bettmulde auszuhalten.

Als er dann nachher bei einer Zigarette in seiner komischen Kammer saß und im hellen Tag daran dachte, daß er einer fremden Frau zuliebe in das Nest gekommen war, nur weil sie auf dem Schiff mit ihm gesprochen hatte, kam ihm seine phantastische Sehnsucht albern und seine Flucht wie ein rechter Knabenstreich vor. Er packte seinen Kansen, um mit dem ersten Nachmittagschiff nach Koblenz abzufahren und von dort aus seinem geängstigten Bartholomeus Nachrichten nach Mainz und Bonn zu geben. Weil die Uhr bis dahin reichlich noch drei Stunden zeigte und weil er von dem Spaziergang in der Morgen Sonne wie von dem ungewohnten Tischwein müde war, legte er sich in den Kleidern aufs Bett, ein Stündchen auszuruhen; es wurden aber

Schatten merkte; die Stunden bis zum Abendschiff gedachte er deshalb durch einen Spaziergang auf die Bleyburg auszufüllen. So kam es, wie er sich später manchmal vorhielt, daß ihn der Zufall eines Mittagschlafs durch merkwürdige Erlebnisse schneller aus seinen Knabenträumen brachte, als es sonst wohl geschehen wäre. (Fortsetzung folgt.)

### Wanderlied.

Das Morgenlüftchen säuselt,  
Ob ich sein Lied versteh'?  
Und fernhin blaut's. Es kräuselt  
Sein Hauch den tiefen See.  
Jenseits die Berge ragen  
Aus zartem Nebelflor,  
In Büschen hör' ich's schlagen,  
Sing, Nachtigall, mir vor!

Schon steigen süße Düfte  
Aus uns'rem Garten auf,  
Hoch durch die blauen Lüfte  
Zieht sich der Wölklein Lauf.  
In frohen Scharen segeln  
Die Schwalben hin und her.  
Es lockt nach allen Regeln:  
Gebt mir die Schuhe her!

Reich mir den Bergstock, Liebe,  
Das Ränzle und den Hut,  
Ich fühle Wandertriebe,  
Mir ist so leicht zu Mut.  
Auf Höhen will ich steigen,  
Weil mir's so wohllich ist;  
Du, Welt, sollst mir nun zeigen,  
Wie weit und schön du bist.

Ob wandernd ich frohlode,  
Mein Heimchen zirpt nun doch;  
Schenkt mir vom Rosenstode  
Ein holdes Knösplein noch.  
Es öffnen sich die Blüten  
Dem, der noch glauben kann.  
Das Röslein soll behüten  
Mich wie ein Talisman.

Hans Peter Johner.